

Meine Schwester

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiucht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **13 (1918)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ungeföhnt bleiben. Weder das sittliche Bewußtsein des Volkes, noch die öffentliche Volksstimme, noch das Gesetzbuch kennt dieses furchtbare Verbrechen, begangen an dem Wesen, das dem Manne am teuersten sein sollte. Profetarierinnen, es geht euch in erster Linie an, ob schon eure bürgerlichen Schwestern auch nur zu gut wissen, was dieser Begriff in sich birgt. Wie es in Bauernkreisen steht, beleuchtete grell ein, wie es scheint landläufiges Wort, das ich vor kurzer Zeit hörte: „Im Sommer habe ich die Frau zum Ziehen, im Winter zum Tragen“.

Wenn wir Frauen alle zynischen Worte überhaupt kennen würden, welche aus dem Munde der Männer das Verhältnis der Geschlechter beleuchten, dann wäre schon viel zur Aufklärung beigetragen, welche den Frauen so not tut vor dem oft so verhängnisvollen Schritt in die Ehe. Wer freilich die Aufklärung über die Rechte der Frau kennen lernt, wie sie die Zeitung „Die katholische Schweizerin“ in dem Aufsatz „Sacramentum Magnum“ bietet, der weiß wieder doppelt gut, warum es eine sozialistische Frauenbewegung geben muß. Es geht einfach nicht mehr, neuen Wein in alte Schläuche zu fassen, auch wenn letztere vom „Altar“ herkommen. Wir Frauen haben die gesonderten Rechte satt; „Menschenrechte“, das ist unsere Parole, und wenn wir noch so zurück sind in der Erreichung solcher Ziele, so ist es, weil wir nicht den Mut zum „Fordern“ hatten. Doch wird es langsam besser, und unsere gegenwärtige Weltkrise ist wohl dazu bestimmt, den Frauen zu ihrem gottgewollten Zukunfts-Menschtum zu verhelfen. E. Z.

Anmerkung der Red. Obige Zeilen wurden uns von einer „Wilden“, zugesandt, die aber in ihrem Leben und Wirken sehr viel soziales Empfinden, klares Erkennen der Not des Volkes bewies und deren Tun eine ununterbrochene Kette von Fürsorge und warmer Teilnahme der wirtschaftlich Entrechteten darstellt. Wir können — so wahr ihre Darstellungen sind, nicht einig mit ihr gehen; denn vorerst muß sich unser Kampf auf die ökonomisch-wirtschaftliche Befreiung der ganzen Arbeiterklasse und der Frauen speziell konzentrieren. Sind Frauen und Mädchen einmal wirtschaftlich und politisch den Männern gleichgestellt, kommt gewiß auch der Mut, daß sie als Menschen, sowohl in- wie außerhalb der Ehe sich zur Wehr setzen und es in der Tat ablehnen, sich vom Mann als Ware, als Sexual-Objekt gemieken und ausbeuten zu lassen. Erste Voraussetzung aber ist der gute, sichere Boden, der gut fundierte, materielle Untergrund, dann folgt auf höherer Stufenleiter ein freies Geschlechtsverhältnis, das nicht auf Unterjochung weder des einen noch des andern Geschlechts, sondern auf völliger Gleichheit basieren kann.

beschiemen, denn die anderen Kleider hatten es bedeckt. Und der Greis sagte: „Nimm diesen Stab und halte ihn fest. An dem Tage, wo er deinen Händen entgleitet, bist du verloren. Daß ihn vor dir her deinen Weg tasten, und wo er nicht festen Grund findet, setze deinen Fuß nimmer hin.“

„Ich bin bereit, laß mich ziehen.“

„Nein — verweile; was ist das — in deinem Busen?“

Sie schwieg.

„Deffne,“ sagte er, „und laß mich sehen.“

Und sie öffnete. — An ihrer Brust lag ein winziges Geschöpf und trank; seine goldernen Vöckchen schmiegen sich an ihren Busen; die Arme hatte es herausgezogen und mit dem Händchen umklammerte es ihre Brust.

Da fragte sie der Träger der Vernunft: „Was ist das für ein Wesen, was hat es hier zu suchen?“

Und sie sagte: „Sieh seine kleinen Flügel —“

Der Alte unterbrach sie: „Setz es nieder.“

Doch sie sprach: „Es schläft und trinkt! Ich will es hinübertragen ins Land der Freiheit. Es war ein Kind so lange, ach, so lang ich es getragen habe. Im Lande der Freiheit wird es zum Manne werden. Dort werden wir gemeinsam wandern, und seine großen weißen Flügel sollen mich beschatten. In der Wüste hat es nur ein Wort gesammelt — „Leidenschaft!“ Ich träume davon, daß es in jenem Lande lernen wird, „Freundschaft“ zu sagen.“

„Setz es nieder!“ mahnte er.

Sie sprach: „Sieh, so will ich es tragen — auf einem Arm und mit dem andern gegen das Wasser kämpfen.“

Meine Schwester.

Kennt ihr sie, meine lieben Leserinnen? Sie ist ganz schlicht und einfach „Die Arbeiterin“ getauft worden, das Organ der katholischen Arbeiterinnenvereine der Schweiz. Sie hat's in manchen Dingen viel besser als ich. Sie ist nicht dazu verdammt, einen ganzen Monat zu schweigen, sie darf wöchentlich vor ihren Leserinnen das Herz ausschütten, und nicht nur in einer Auflage von 6000, sondern 16,000 Exemplaren (wenn's stimmt) die Arbeiterheime besuchen und ihnen ewige Wahrheiten verkünden. Die Redaktion wird nicht bloß von weiblichen Hilfskräften besorgt, sondern da schaltet und waltet — nicht die züchtige Hausfrau — aber ein männlicher Redakteur. Unterhalten wird sie mit ziemlich viel Inzeraten. Das sind ihre Vorzüge. Die Nachteile will ich mit dem Mantel der christlichen Liebe verhüllen und dir, meine liebe Leserin, bloß ein paar der „ewigen Wahrheiten“ servieren, wie ich sie in Nr. 32 vom 9. August fand.

Meine Schwester hatte genau wie ihre Tanten, Basen und Freundinnen der gut bürgerlichen Gesellschaft an den Knöpfen abgezählt: „Er kommt, er kommt nicht...“ Der Generalfreik nämlich, und als der Orakelspruch auf „Er kommt nicht!“ lautete, da frohlockte meine Schwester „Die Arbeiterin“.

Zum Generalfreikrummel lönt nun auch aus Bauernkreisen ein kräftiges „Bis hierher und nicht weiter!“ Die Zürcher Bauernpartei verlangt vom Bundesrat im Falle des Generalstreiks eine feste Hand. Dem Dikener „Sowjet“ sollen keine weiteren Zugeständnisse gemacht werden; die Bauern protestieren gegen dessen Erpressungspolitik und treffen bereits ihre Gegenmaßnahmen. Sofort wollen sie die Milchlieferung in die Städte einstellen und unverzüglich sollen Maßnahmen getroffen werden zur Verwertung der Konsummilch im Falle des Generalstreikes.

Die Unternehmer und Gewerbetreibenden haben ebenfalls schon ihre Posten bezogen für den Fall des Generalstreikes. In diesen Tagen werden die Weisungen hierfür ausgegeben. Die Generalfreikmacher und ihre Nachläufer haben also auch auf dieser Seite mit einem starken und wohlorganisierten Gegner zu rechnen.

Ein weiterer Moment, der voraussichtlich manchen Mittläufer der roten Armee vor dem Generalfreik stutzig machen dürfte, ist gewiß auch die am Basler Sozialistenkongreß ausgeplauderte Lösung: Streifunterstützung wird beim Generalfreik nicht bezahlt! Also haben die Generalfreikler das Vergnügen, am Daumen zu saugen für diese Streikdauer.

Du greiffst dich an den Kopf und fragst: Und das soll deine Schwester sein, deine christliche Schwester, die triumphiert, daß die Herren Bauern gegen die „Erpressungspolitik“ der organisierten Arbeiterchaft protestieren? Weiß sie denn nicht, daß dieselbe Bauernpartei dem Bundesrat immer wieder mit der

„Leg es auf den Boden. Wenn du in dem Bogen bist, wirst du vergessen zu kämpfen und einzig seiner denken. Leg es nieder; es wird nicht sterben. Wenn es gewahr wird, daß du es verliesest, dann breitet es seine Flügel aus und fliegt. Vor dir wird es das Land der Freiheit erreichen. Die Hand der Liebe wird die erste sein, welche sich denen, die jenes Land erreichen, hilfreich vom Ufer entgegenstreckt. Es wird dann zum Manne geworden und kein Kind mehr sein. An deinem Busen kann es nicht gedeihen; setz es wieder, auf daß es wachsen könne.“

Da entzog sie seinem Munde ihre Brust, und es biß sie so, daß das Blut zu Boden tropfte. Sie legte es auf die Erde und bedeckte ihre Wunde. Dann beugte sie sich nieder und strich leise über seine Flügel. Ich sah ihr Haupthaar sich verfärben und weiß wie Schnee werden — sie hatte ihre Jugend mit dem Alter verkauft.

Da stand sie nun, weit weg, am Ufer des Stromes, und sie sprach: „Wozu gehe ich in jenes ferne Land, das keiner je erreicht hat? Weh mir, ich bin allein! Ach, ganz allein!“

Der Träger der Vernunft aber sprach zu ihr: „Still, was dringt an dein Ohr?“

Sie horchte gespannt. — „Ich höre“, sagte sie, „ein Geräusch von tausendmal zehntausend und tausend und abertausend Füßen, die diesen Weg einschlagen!“

„Das sind die Tritte jener, die dir folgen werden. Geh voran! Wahne einen Pfad an dem Rand des Wassers! Wo du jetzt stehst, wird der Boden niedergestampft werden durch zehntausendmal zehntausend Füße! Hast du jemals gesehen, wie die Heuschrecken einen Fluß kreuzen? Erst kommt eine hinunter an den Wasserrand und wird fortgespült, dann kommt eine

direkten Aktion drohte und sie auch ausführte? Haben unsere christlichen Schwestern nichts von der Milchknappheit gespürt, als die Bauern jedesmal, um einen Preisausschlag zu erzwingen, die Milch den Mastfälsbern und Schweinen fütterten? Wissen sie nicht, daß sie um die Bewilligung von Vieh- und Milchproduktenausfuhr nachsuchten, weil sie sich sonst gezwungen sähen, dieselben den lieben (?) Mitidegenossen billiger zu verkaufen, so daß Arbeiterfinder nicht immer nur Zichorienbrühe, Wasser- oder Sandpuppen herunterzuschlucken müßten und die Arbeiterfamilien nicht lauter fleischlose Tage hätten? Ei, freilich weiß meine christliche Schwester auch etwas davon, sie schreibt auf der gleichen Seite ein paar Zeilen weiter unten:

Für das Brot der Armen, die Kartoffeln, soll ein Höchstpreis von 25 Fr. für den Doppelzentner festgesetzt werden; es entspricht dies den heutigen Umbaukosten. Das ist hoch genug für die Armen, die kein Stücklein Boden zum Selbstanbau aufzutreiben vermochten, oder die infolge ihrer Verhältnisse nicht dazu kamen, diesen unentbehrlichen Brotersatz selbst anzubauen.

Weshalb erzählt meine christliche Schwester ihren Leserinnen bei dieser Gelegenheit nicht, wie es kommt, daß der Kartoffelhöchstpreis, wie Kirichen-, Zwetschgenhöchstpreise so hoch sind und daß trotzdem die Bauern in ihrer Unzufriedenheit, weil sie nicht noch mehr fordern dürfen, zur direkten Aktion greifen, d. h. daß sie die Produkte alle — Obst, Gemüse, wie Butter usw. — zurückbehalten, bis „bessere“ Kunden sie persönlich einkaufen können und gerne den Höchstpreis überbieten, wenn sie nur zu ihrer Ware kommen. Wir glauben nicht, daß unsere christliche Schwester den Schleichhandel unterstützt noch befürwortet; aber was tut sie zur Bekämpfung? Sie jubelt vor Vergnügen, daß die Generalfstreiker für die Streikdauer am Daumen zu saugen hätten, weil Bauern, Industrielle und Gewerbetreibende ihre Lieferungen einstellen würden. Gibt es unter den christlichen Arbeiterinnen wirklich keine, die auch so, ohne Generalfstreik, bei 10-, 16-, 18stündiger Arbeitszeit eben oft nur am leeren Daumen saugen müssen?, und „Die Arbeiterin“ lacht dazu!

Entweder hält sie ihre Leser und Leserinnen für einfältige, unzurechnungsfähige Schübel oder dann fehlt bei ihr etwas im Oberstübchen.

Während sie eben noch frohlockte, daß die Generalfstreiker und ihre Nachläufer von Seite der Unternehmer und Gewerbetreibenden mit einem starken und wohlorganisierten Gegner zu rechnen haben, schreibt sie wieder auf der gleichen Seite:

Dem Bucher im Kleider- und Tuchhandel steuern soll eine Bestandesaufnahme aller Vorräte. Dies verlangt die ehrsame Schneiderzunft und der Gewerbeverein, denn auch

zweite und wieder andere und endlich bildet sich durch ihre aufgehäuften Leiber eine Brücke, welche die übrigen hinüberträgt.“

Sie sprach: „Und von jenen ersten werden einige hinweggeschwemmt auf Rinnenwiedersehen? Ihre Körper dienen nicht einmal zur Herstellung der Brücke?“

„Werden fortgeschwemmt, und niemand hört mehr von ihnen. — Doch was liegt daran?“ sagte er.

„Ja, was liegt daran,“ murmelte sie, „sie wiesen dem Pfad hinunter ans Wasser.“

„Sie wiesen dem Pfad hinunter ans Wasser.“

„Und,“ sagte sie, „wer wird über die Brücke, die wir mit unseren Leibern bauen, gehen?“

„Die ganze Menschheit,“ sagte er.

Da griff das Weib nach ihrem Stab. Und ich sah sie jenen dunkeln Pfad, der zum Flusse führte, einschlagen.

*

Ich erwachte; alles um mich her lag in gelbem Nachmittagssonnenschein. Die sinkende Sonne durchglühte die Spitzen der Weidenbüsche; mein Pferd stand ruhig grasend neben mir. Ich legte mich auf die Seite und beobachtete die Ameisen, wie sie zu Tausenden in dem roten Sande hin und her liefen, und beschloß dann, meinen Weg nun, da der Nachmittag kühler wurde, fortzusetzen.

Da überfiel mich nochmals solche Müdigkeit, daß ich den Kopf zurücklehnte und fest einschliefe. Und ich träumte wieder einen Traum.

Wir träumte, ich sähe ein Land. Ueber die Höhen wandelten wackere Männer und Frauen, Hand in Hand. Sie schauten einander in die Augen und fürchteten sich nicht. Auch sah

hierin werde durch gewissenlose Händler und Spekulanten das Volk arg betrogen und belogen.

„Die Arbeiterin“ glaubt das scheintz nicht so recht, wahrscheinlich, weil die Mäntel und Röcke der Christlichsozialen Ewigkeitsbauer haben und die Besitzenden ihnen gegenüber nach dem Bibelspruch handeln: Wer da zwei Röcke hat, der gebe dem einen der keinen hat! Wenigstens die abgelegten, abgenutzten, schädigen dürfen brave, fleißige, ergebene, geduldbige, zufriedene Arbeiter und Arbeiterinnen noch austragen, bis sie ganz durchsichtig sind.

Deshalb schreibt „Die Arbeiterin“ aus tiefs- und heißgefühltem Dank:

Der Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitern ist im Grunde genommen durchaus widersinnig. So hat die Kirche von jeher gelehrt gegenüber der Klassenverheugung des Sozialismus. Die Arbeit ist ohne Kapital ohnmächtig und unmöglich. Aber ebenso sehr ist das Kapital auf die Arbeit angewiesen, wenn es nicht tot und wertlos bleiben soll.

Das ist nun eben eine jener tiefsten Wahrheiten, die das Organ der christlichsozialen Arbeiterin hier offen und ehrlich eingesteht: ja gewiß, von jeher ist die Kirche für die Interessen der Besitzenden und gegen die sich in Not- und Abwehr befindenden Klassen der Besitzlosen eingetreten, eine treue Dienerin des Kapitalismus und Gegnerin des Sozialismus. Wir danken der „Arbeiterin“ für dieses ehrliche Geständnis. Ei ja, im Zeitalter des Kapitalismus ist die Arbeit ohne Kapital ohnmächtig; aber weshalb? Weil das Kapital, d. h. die Kapitalisten, die Arbeiter und Arbeiterinnen als Ware kaufen, ausnutzen, ausbeuten und dann wegwerfen, ausweisen oder im Armenhaus am chronischen Hunger sterben lassen, weil sie die Arbeiter und Arbeiterinnen alles erzeugen und auch vor dem Krieg bei großem Ueberfluß an Waren darben lassen, da sie ihnen nur so viel als „Lohn“ geben, daß sie sich notdürftig nähren, schlecht kleiden und wohnen können, während sie, die Kapitalisten, ohne Arbeit „aus den Zinsen“, d. h. aus dem Mehr, das Arbeiter und Arbeiterinnen arbeiten als „verdienent“, herrlich und in Freuden alle Güter der Erde genießen und faulenzeln. Und das erklären die Christlichen als „göttliche Weltordnung“. Wenn Kinder schon im Mutterleibe durch gesundheitsgefährliche Arbeitsbedingungen und -methoden getötet werden, wenn Burtschen und Mädchen noch unreif, unentwickelt, den Gefahren der Fabrikbetriebe ausgeliefert, wenn die gesündesten, kräftigsten Männer auf den Schlachtfeldern für die Vaterländer der Besitzenden mit ihrem Blute den Erdboden düngen, zu Krüppeln geschossen oder siech und arbeitsunfähig gemacht werden, wenn Arbeitgeber in dieser Zeit der ungeheuren allgemeinen Not Riesengewinne einstreichen, so gehört das nach ihrer Auffassung zur „göttlichen“ Weltordnung und darf nicht bekämpft werden. Bist du auch dieser Meinung, liebe Leserin?

ich, wie die Frauen einander bei den Händen hielten. Und ich sagte zu meinem Gefährten: „Was für ein Ort ist dies?“

„Das ist der Himmel,“ erwiderte er.

„Wo ist er?“

Er antwortete: „Auf Erden!“

Da sprach ich: „Wann wird das so sein?“

Und er antwortete: „In der Zukunft.“

*

Damals erwachte ich; alles umher glühte im letzten Abendlicht. Auf den niederen Höhenzügen lag noch die Sonne, und labende Kühle breitete sich aus. Die Ameisen zogen langsam heim. Ich ging auf mein Pferd zu, das ruhig weidete. Langsam verschwand die Sonne hinter den Hügeln; — ich aber wußte, daß der nächste Tag sie wieder erstehen lassen würde.

Soziale Aphorismen.

Wer kennt ihn nicht, den gesprächigen Genossen, der in den Organisationen den Arbeitern Ratschläge erteilt, aber zu Hause die Kinder im Geiste der Bourgeoisie erzieht? Es ist ein Mann mit zweierlei Gesichtern. Hütet euch vor ihm!

Die Frau des Genossen A. findet keine Zeit, an der Arbeiterbewegung tätig mitzuwirken; halt, eine Ausnahme! Wenn ihr Gatte durch die Arbeiter in seinem Amte bestätigt wird. Dann empfindet sie Freude. Fällt er durch, dann hat sie viel Zeit, über die Arbeiter geringschädig zu urteilen, daß sie nicht einmal die Zeit ausnützen, für einen so hervorragenden Mann die Stimmzettel zur Urne zu bringen.

Sigfried Bloch.

Nein, gelt du kämpfst mit mir für die Besserstellung der Arbeiter und Arbeiterinnen gegen den Kapitalismus, gegen Unterdrückung, gegen Ausbeutung, gegen den Krieg, für den Frieden, für eine gerechtere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, wo es keine Unter- oder Ueberordnung mehr gibt; du läßt deine christlichsoziale Schwester auf. Es gibt auch weibliche Paulus, aus denen ein Paulus werden kann. Das wünscht deine

Vorkämpferin.

Einflüsse der Kriegszeit auf unsere Jugend.

Auf eine von sozialdemokratischer Seite veranlaßte Umfrage über die Einflüsse der Kriegszeit auf unsere Jugend hat die Amtsvormundschaft der Stadt Bern folgenden geantwortet:

1. Die Zahl der Geburten hat während der vier Kriegsjahre in der Stadt Bern um nicht weniger als 5,82 Promille abgenommen. Während im Jahr 1913 bei einer Einwohnerzahl von 92,666 Personen noch 1977 lebendgeborene Kinder zur Welt kamen, betrug die Geburtenziffer im Jahre 1917 bei einer Einwohnerzahl von 102,326 nur noch 1588. Der Geburtenüberschuß sank in den vier Jahren von 839 oder 9,06 Promille auf 516 oder 5,04 Promille. Bei gleichbleibendem Rückgang werden wir also in fünf Jahren keinen Geburtenüberschuß mehr haben. Die außerehelichen Geburten sind von 165 oder 1,78 Promille auf 140 oder 1,37 Promille zurückgegangen.

Infolge der umerlöblichen Preise, der beschränkten Zuteilung und der einseitigen Zusammensetzung (ungeeignete Eiweißnahrung!) läßt die Ernährung der Kinder unbemittelter Eltern in unserer Stadt je länger je mehr zu wünschen übrig. Diese unzureichende Ernährung hat zur Folge, daß das Wachstum, die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit und die Widerstandskraft unserer Kinder und Jugendlichen zurückgehen. Es ist daher dringend zu wünschen, daß unsere Behörden hierüber Erhebungen veranstalten und auf Abhilfe bedacht sind, bevor es zu spät ist.

3. Der Stillstand der Bautätigkeit, die stetige Bevölkerungszunahme (seit Kriegsausbruch um rund 10,000 Personen!) und die Umwandlung von Wohnungen in Bureaus haben in der Stadt Bern eine Wohnungsnot erzeugt, die wiederum in erster Linie die unbemittelten Klassen mit ihren zahlreichen Kindern trifft. Vier- bis achtköpfige Familien in einer Einzimmerwohnung sind heute keine Seltenheit, und Wohnungen, die längst polizeilich verboten sein sollten, kommen wieder zu Ehren. — Viele Kinder nehmen unter diesen unwürdigen Wohnungsverhältnissen bleibenden Schaden.

4. Je länger je mehr macht sich auch in der Kleidung der Kinder unbemittelter Eltern die Not bemerkbar (ungeeignete oder schmutzige Leibwäsche, unzureichendes Schuhwerk). Dieser Mangel wird in der kalten Jahreszeit, da in vielen Familien auch der nötige Brennstoff fehlt, noch mehr zutage treten.

Im engsten Zusammenhang mit der materiellen Not steht die zunehmende geistige Gefährdung unserer Kinder und Jugendlichen. So ist die Zahl der Kindergefährdungen, mit denen sich die städtische Amtsvormundschaft zu beschäftigen hatte, im Jahre 1917 auf 153 gestiegen, während sie im Jahre 1916 noch 106 betrug. Dabei ist allerdings zu betonen, daß unserer Amtsvormundschaft immer mehr Gefährdungen zugewiesen werden, die früher bei den Polizei- oder Armenbehörden hängig gemacht wurden.

6. Unter den Fehlritten und Vergehen der Kinder und Jugendlichen nehmen die Eigentumsdelikte den ersten Rang ein (hauptsächlich Diebstähle an Bargeld, Eßwaren und Metallgegenständen). Eine Statistik über Jugendkriminalität fehlt uns leider.

7. In den weitaus meisten Fällen sind das schlimme Beispiel der Eltern, der Mangel an Aufsicht und richtiger

Beschäftigung, in einzelnen Fällen aber auch der bittere Hunger und die Not die Ursache der Fehlritte. Oft ist der Vater im Militärdienst, oder sogar im Kriegsdienst, die Mutter auswärts auf der Arbeit.

8. Zunehmende Verarmung, Einkehr von Not, Sorge und Unfriede sind schuld, daß gegenwärtig mehr Ehen und Familien in die Brüche gehen, als vor dem Kriege. Dadurch werden wieder vor allem die Kinder in Mitleidenschaft gezogen. Die Kinder aus diesen Familien gehören erfahrungsgemäß zu den am meisten gefährdeten.

9. Schwerer zu beurteilen ist der Einfluß, den der Krieg auf die Seele unserer Kinder hat. Der unsere Jugend vom Krieg und seinen Begleitfolgen seelisch nachhaltig beeinflusst wird, liegt auf der Hand. Doch wird dieser Einfluß neben schlimmen sicher auch gute Folgen haben. So scheint uns außer Zweifel, daß die Jugend im allgemeinen wieder an eine einfachere Lebensweise gewöhnt wird und daß sie dadurch, daß sie die Not am eigenen Leibe erfährt, wieder lernt, die Lebensgüter richtig einzuschätzen. Auch wird der Krieg in unseren Kindern hoffentlich einen derartigen Abscheu erwecken, daß sie alles daran setzen werden, um die Wiederkehr eines solchen Mordens auf immer zu verunmöglichen.

Die Lage in Rußland.*

Wir hatten Gelegenheit, mit einer Mitte August aus Moskau zurückgekehrten Genossin uns über die momentane Lage im Innern kurz auszusprechen.

Auf die Frage: ist die Unsicherheit tatsächlich so groß? entgegnete sie: „Diese hat bedeutend abgenommen, das Apachentum ist zum größten Teil verschwunden, heute ist Moskau nicht unsicherer wie sonst eine Großstadt, eher weniger wie Berlin. Dort sind Diebstähle auf der Tagesordnung, die Leute werden ihrer guten Kleidung auf der Straße entledigt; in Moskau haben wir das nicht zu befürchten. Bei den Roten Garden gibt es, wie überall, allerlei Elemente, aber man kann sich auf die Mehrzahl verlassen.“

Die Ernährungsverhältnisse sind nicht schlecht, allerdings mittelst des Schleichhandels; trotz den hohen Strafen konnte dieser nicht ganz unterbunden werden. Jedes Haus hat eine sogenannte Hauskommission, welche für die dringenden Bedürfnisse sorgt; wer Kleider, Wäsche oder Lebensmittel braucht, meldet es an und erhält dann das Gewünschte. Auf diese Art wird der große Zeitverlust durch das sogenannte Anstehen und sonstige Einkäufen vermieden. Die Preise sind nicht übermäßig hoch.

Wie ist ihre Arbeit? frug ich die Genossin, welche Ärztin ist: „Wir haben reichlich Gelegenheit, tüchtig zu arbeiten, haben auch schon viel geleistet. Jedes Volkskommissariat hat Beiräte aus Fachleuten und Fabrikkomitees. Diese Behörde stellt die Pläne auf für die sofort in Angriff zu nehmende Arbeit. Wir haben Anstalten für krüppelhafte Kinder geschaffen mit allen Abteilungen; in der Schweiz gibt es keine so gut ausgebaute Anstalt. Das Schul- und Sanitätswesen hat in kurzer Zeit bedeutende Verbesserungen erfahren. Zur praktischen Tätigkeit kommt die publizistische.“ Dabei zeigte sie eine größere Anzahl Broschüren und Zeitschriften hygienische, sanitäre und Schulfragen behandelnd.

„Noch nie,“ meinte sie, „wurde die Cholera-Gefahr so rasch beseitigt und hat die Seuche so wenige Fortschritte gemacht.“ Wenn wir betrachten, was wir in verhältnismäßig kurzer Zeit fertig gebracht haben, dürfen wir mit Genugtuung auf das Geleistete zurückblicken. Wir sind ja noch im Anfangsstadium, aber wenn wir genügend Zeit haben, kommen wir ans Ziel. Die Gefahr kommt nicht von innen, nur von außen. Japan und seine Verbündeten können uns gefährlich werden, und der westeuropäische Arbeiter weiß und merkt nicht, was auf dem Spiele steht. Die russische Revolution, das heißt die Bolschewiki werden sich hal-

* Infolge Stoffandrang verspätet.